

Triumph des Herzens

SIE WICKELTE IHN IN WINDELN

PDF - Familie Mariens

2015 (VI)

Nr. 133

*„Das ist die einzige Frage, die das Christuskind uns stellt:
„Lasse ich zu, dass Gott mich liebhat?““*

Papst Franziskus 24. Dezember 2014

„Du steigst herab von den Sternen“

Jesus lieben lehren - das war die ruhelose Sorge des großen italienischen Heiligen Alfons Maria von Liguori (1696-1787). Um die Herzen der Menschen zu ihrem Erlöser in der Krippe und am Kreuz zu führen, zog das vielseitige Genie „alle Register“ seiner Begabungen. Der Ordensgründer und spätere Bischof komponierte sogar ein Weihnachtslied, das in Italien bis heute so populär ist wie bei uns das „Stille Nacht“.

Alfons war hochbegabter Spross der wohlhabenden adeligen Familie De' Liguori in Neapel, der seinerzeit drittgrößten Stadt der Welt. Mit nur 16 Jahren bereits Doktor des Zivil- und Kirchenrechts, stieg der tiefgläubige junge Mann zum gesuchten Anwalt auf, der nie einen Rechtsstreit verlor - bis zum Sommer 1723: In einem aufsehenerregenden Millionenprozess zwischen zwei Herzögen erlitt der integre 27-jährige Jurist durch schmierige Machenschaften eine bittere Niederlage. Beend vor Enttäuschung verließ er den Gerichtssaal mit den Worten: *„Welt, jetzt kenne ich dich. Gerichtshöfe, ihr seht mich nie wieder!“* Kurz darauf traf Alfons im Spital der Unheilbaren, inmitten der Armen, die er dort besuchte, in einem überwältigenden Bekehrungserlebnis der Ruf Gottes, Ihm zu folgen. Deutlich vernahm Alfons die Worte des Herrn: *„Lass die Welt, schenk dich Mir.“* Unter Tränen bot er sich an: *„Hier bin ich, tu mit mir, was Du willst.“* Sofort begab er sich zur Kirche „Maria vom Loskauf der Gefangenen“, legte als Zeichen seiner totalen Loslösung von der Welt seinen Degen zu Füßen der Gottesmutter-Statue auf den Altar und versprach, Priester zu werden.

Von der brennenden Erlöserliebe Jesu immer mehr ergriffen, begann schon der Seminarist, sich über seine Kräfte an die Bedürftigen zu verschenken, und wurde dann als junger Weltpriester zum wahren Freund der 30 000 sogenannten „Lazzaroni“, der Armen und Obdachlosen Neapels. Je weiter hinaus aus den Städten ihn die Volksmissionen führten, desto erschütterter, ja „für sein Leben verwundet“ war Alfons vom materiellen Elend und der religiösen Unwissenheit der Landbevölkerung; um diese Seelen kümmerte sich niemand! Ihnen wollte er die Liebe des Erlösers verkündigen, in ihren Dienst stellte Alfons sein mitfühlendes Herz und all seine Fähigkeiten als begnadeter Prediger und Beichtvater, Dichter, Maler und Musiker: etwa in den Bergen bei Scala oberhalb von Amalfi bei den zerlumpte Ziegenhirten, mit denen Alfons betete, sang und ihnen das Wort Gottes erschloss, so, wie sie es aufnehmen konnten. Gerade hier gründete der Apostel dann 1732 mit 36 Jahren die „Redemptoristen“, die „Kongregation des Erlösers“.

Nie scheute sich Alfons, in seinen mitreißenden Predigten, in Gebeten und Betrachtungen, die er

verfasste, einem jeden in anrührenden Worten vor Augen zu führen, was der Erlöser in der Krippe und am Kreuz für ihn getan hat, damit auch er Ihn doch liebte! Und viele änderten ihr Leben.

In langen Stunden vor dem Allerheiligsten betrachtete Alfons staunend die liebevolle Selbstentäußerung seines Herrn: *„Zuerst erscheinst Du unter uns als Kind in einem Stall, als Armer in einer Werkstatt, dann als Verurteilter am Kreuzesholz, schließlich unter Brotsgestalt auf unseren Altären. Sag mir doch: konntest Du überhaupt noch mehr ersinnen, um zu erreichen, dass wir Dich lieben? ... Wenn ich die Worte ‚Krippe, Kreuz, Altar‘ höre, will ich brennen in der Sehnsucht, Großes für Dich zu tun, mein Jesus, der Du so Unbegreifliches für mich getan und erduldet hast.“* Liebe und Erlösung - das waren die Schlüsselworte, die Alfons im Stall von Betlehem aufstrahlten, so dass er sich, gleich dem hl. Franziskus, von diesem Ort kaum trennen konnte. Hier lernte er die Tugenden des Göttlichen Kindes: Der unendlich Große macht Sich klein und für alle zugänglich; Er, der als Gott allein Sich selbst gehört, wollte so sehr unser Eigen werden, dass von nun an jeder sagen kann: *„Jesus ist ganz mein - mein Sein Leib und Sein Blut; mein Seine Leiden und Verdienste; mein Sein Leben, mein Sein Sterben ... Ja, dieser Mensch ist uns geboren, um zu leiden. Deshalb nimmt Er einen Leib an, der ganz leidensfähig ist.“*

Alfons besaß eine einfache, kindliche Seele, und wenn sein glaubensvolles Gemüt übergang, hörte er auf zu denken und begann - als echter Neapolitaner - zu dichten und zu singen. Seine musikalische Ausbildung bei Maestro Kajetan Greco ermöglichte es Alfons, selbst zu komponieren.

Im Dezember 1755 hatte der Apostel während einer Volksmission in Nola bei Neapel das temperamentvolle Weihnachtslied *„Tu scendi dalle stelle - Du steigst herab von den Sternen“* geschrieben, das in Italien bis heute überaus beliebt ist. Pfarrer Don Michele Zambadelli hatte von Alfons' Komposition erfahren und fragte dreist, ob er sie nicht abschreiben dürfe. Alfons wollte es ihm aber nicht erlauben, ließ die Partitur jedoch in seinem Zimmer auf dem Tisch liegen und ging zum Gebet in die Kirche. Don Michele konnte nicht widerstehen: Heimlich schrieb er das Liedblatt ab und steckte die Kopie in seine Rocktasche. Bald kam bei der festlichen Abendandacht der Moment, da Alfons sein Weihnachtslied anstimmte; begeistert sang das Volk mit. Doch hielt der Volksmissionar plötzlich inne, als ob er sich an die weiteren Strophen nicht recht erinnern könne, und wies den Ministranten an seiner Seite an: *„Geh zu Don Michele und bitte ihn um die Kopie, die er in seiner Tasche hat.“* Der Pfarrer, entlarvt und rot vor Scham, traf Alfons nach der Andacht im Pfarrhaus. Augenzwinkernd meinte der ehemalige Jurist: *„Don Michele, ich werde Sie wegen geistigen Diebstahls anzeigen.“*

Quelle: Josef Heinzmann, Unruhe der Liebe: Alfons Maria von Liguori (1696-1787), Kanisius-Verlag Freiburg

Maria, die zu lieben ihn bereits seine Mutter gelehrt hatte, betrachtete Alfons gerne im weihnachtlichen Geheimnis und verstand: alles, was sie damals für das Jesuskind tat, tut sie jetzt auch für uns.

Seine Mutter hatte Alfons seinerzeit außer einem festen Glauben auch ein „Fatschenkind“ geschenkt. Diese kleine, mit Bändern gewickelte Jesuskindstatue, die sich bis heute im Museum des Redemptoristenklosters von Pagani befindet, wo der Heilige am 1. August 1787 90-jährig verstarb, trug dieser immer bei sich. Alfons war einer der erfolgreichsten Volksmissionare und Buchautoren der Kirchengeschichte, der bis zu seinem Lebensende 111 Werke verfasste, darunter das kostbare Büchlein „Jesus lieben lernen“ und seine berühmte „Moraltheologie“. Zu Recht erklärte der sel. Papst Pius IX. den prophetischen Seelsorger mit dem Titel „Doctor zelantissimus“ zum „überaus seeleneifrigen“ Kirchenlehrer; Papst Pius XII. ernannte ihn zum Patron der Beichtväter und Moraltheologen.

Das Fest aller Feste

In seiner berührenden Predigt an Heiligabend 2011 im Petersdom erschloss uns der damalige Papst Benedikt XVI. auf besonders schöne Weise die Weihnachtsfreude und spricht uns auch heute, vier Jahre später, wo wir deutlicher denn je die Schwere der Zeit spüren, Trost und Hoffnung zu.

„*Erschienen ist die Güte und die Menschenfreundlichkeit unseres Gottes*“: Das ist neue, tröstende Gewissheit, die uns an Weihnachten geschenkt wird. Der Prophet Jesaja beschreibt uns dieses Erscheinen des Herrn noch konkreter: „*Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Die Herrschaft liegt auf seiner Schulter; man nennt ihn: Wunderbarer Ratgeber, Starker Gott, Vater in Ewigkeit, Fürst des Friedens. Seine Herrschaft ist groß, und der Friede hat kein Ende.*“ Dies ist der einzige Text im Alten Testament, in dem von einem Kind, von einem Menschen gesagt wird: man nennt ihn starker Gott, Vater in Ewigkeit.

Gott ist erschienen - als ein Kind. Gerade so stellt er sich aller Gewalt entgegen und bringt eine Botschaft, die Friede ist. In dieser Stunde, in der die Welt immer wieder an vielen Orten und auf vielerlei Weise von Gewalt bedroht ist, rufen wir zum Herrn: Du, der starke Gott, bist als Kind erschienen und hast dich uns als der gezeigt, der uns liebt, durch den die Liebe siegen wird. Und du hast uns gezeigt, dass wir mit dir Friedensstifter sein müssen. Wir lieben dein Kindsein, deine Gewaltlosigkeit, aber wir leiden darunter, dass die Gewalt fortgeht in der Welt, und so bitten wir dich auch: Zeige deine Macht, o Gott. Mache es wahr in dieser unserer Zeit, dass Treiberstöcke, blutbefleckte Mäntel und dröhnende Stiefel verbrannt werden und dein Friede siegt in dieser unserer Welt.

Als im Jahr 1223 Franz von Assisi in Greccio Weihnachten feierte mit Ochs und Esel und mit einer heugefüllten Futterkrippe, ist eine neue

Dimension des Geheimnisses von Weihnachten sichtbar geworden. Franz von Assisi hat Weihnachten „*das Fest aller Feste*“ genannt - mehr als alle anderen Feste - und es mit „*unaussprechlicher Hingebung*“ gefeiert. Er küsste voller Hingebung die Statue des Kindleins und stammelte zärtliche Worte, wie Kinder es tun, erzählt uns sein erster Biograph Thomas von Celano. Franz hat in einer ganz neuen Tiefe das Menschsein Jesu entdeckt. Dieses Menschsein Gottes wurde ihm am meisten sichtbar in dem Augenblick, in dem Gottes Sohn als Kind aus der Jungfrau Maria geboren, in Windeln gewickelt und in eine Krippe gelegt worden war. Gottes Sohn als wirkliches Menschenkind - das hat das Herz des Heiligen von Assisi zuinnerst getroffen und Glaube zu Liebe werden lassen. „*Erschienen ist uns die Menschenfreundlichkeit Gottes*“ - dieser Satz des hl. Paulus hatte nun eine ganz neue Tiefe bekommen. Man kann Gott sozusagen in dem Kind im Stall zu Bethlehem anfassen, lieblosen.

*A*ll dies hat nichts von Sentimentalität an sich. Franziskus liebte Jesus, das Kind, weil ihm in diesem Kindsein die Demut Gottes aufging. Im Kind Jesus hatte Gott sich abhängig gemacht, der Liebe von Menschen bedürftig, um unsere Liebe bittend. Heute ist Weihnachten zu einem Fest der Geschäfte geworden, deren greller Glanz das Geheimnis der Demut Gottes verdeckt, die uns zur Demut und zur Einfachheit einlädt. Bitten wir den Herrn, dass er uns hilft, durch die glänzenden Fassaden hindurchzuschauen bis zu dem Kind im Stall zu Bethlehem, um so

die wahre Freude und das wirkliche Licht zu entdecken.

Franziskus ließ über der Futterkrippe, die zwischen Ochs und Esel stand, die Hl. Eucharistie feiern. Später wurde über dieser Krippe ein Altar gebaut, damit dort, wo einst die Tiere das Heu gegessen hatten, nun die Menschen das Fleisch des unbefleckten Lammes Jesus Christus empfangen konnten, zum Heil für Seele und Leib. Franziskus selbst hatte in der Heiligen Nacht zu Greccio als Diakon mit strahlender Stimme das Weihnachtsevangelium gesungen. Durch die Lichtgesänge der Brüder zur Heiligen Nacht erschien die ganze Feier als ein einziger

Ausbruch von Freude. Die Begegnung mit der Demut Gottes wurde zur Freude.

Wer heute die Geburtskirche Jesu zu Bethlehem betreten will, muss sich bücken, vom hohen Ross unseres aufgeklärten Verstandes heruntersteigen. Wir müssen den inneren Weg des hl. Franziskus nachgehen - zu jener letzten äußeren und inneren Einfachheit, die das Herz sehend macht. Beten wir in dieser Stunde vor allem auch für alle diejenigen, die Weihnachten in Armut, in Leid, im Unterwegssein feiern müssen, dass sie und uns jene Güte anrührt, die Gott mit der Geburt seines Sohnes im Stall in die Welt tragen wollte.

Predigt in Auszügen

„Tröstet, tröstet mein Volk“

In Dankbarkeit dürfen wir auch in diesem Jahr auf das unverdiente Geschenk zweier Neupriester zurückschauen: P. Ignazio Kudlačák aus der Slowakei und P. Felix Maria Fischer aus Deutschland. Am 12. September 2015 empfangen sie durch Handauflegung von S. E. Mauro Kardinal Piacenza im Barmherzigkeitskloster in Gratzen (CZ) die Priesterweihe.

Ein einzigartiges Motto hat sich P. Ignazio für sein Priestertum gewählt: „Tröstet, tröstet mein Volk“, spricht euer Gott!“ Jes 40,1

Doch wer ihn kennt, versteht, wie gut es zu ihm passt: Trost sein für jene, die Gott seinem priesterlichen Dienst anvertrauen wird. Für diesen anspruchsvollen Auftrag bittet er Euch alle ums Gebet. „In meinen ersten Heiligen Messen habe ich in ganz besonderer Weise an Euch gedacht, liebe Freunde und Wohltäter, die ihr mir bis zu meiner Weihe auf verschiedenste Weise geholfen habt. Aus Dankbarkeit möchte ich Euch davon erzählen, wie es dazu kam, dass ich heute Priester der Familie Mariens und im Werk Jesu des Hohenpriesters bin.“ In Tvrdošín in der Nordslowakei geboren, lebte ich als Kind eingebettet in die Liebe meiner Großeltern und meiner Familie in einer wunderschönen

ländlichen Gegend. Als wir dann nach Nitra umzogen, tat ich mir schwer, mich von der Natur und der Großfamilie zu lösen. Doch heute bin ich dankbar, denn nur so konnte ich auf das Gymnasium der hll. Cyril und Method gehen, wo meine religiöse Formung eine tiefe Prägung erhielt. Ich nahm regelmäßig am Schülerrosenkranz teil und weihte mich der Gottesmutter, wie es uns damals P. Paul Maria, der an unserem Gymnasium unterrichtete, und die Schwestern der Familie Mariens gelehrt hatten. Meine große Leidenschaft war der Sport. Mit 17 Jahren verliebte ich mich ins Klettern und begann, einen Großteil meiner freien Zeit dafür zu nutzen, bis ich eines Nachts einen sehr lebendigen Traum hatte: Ich befand mich in einer langen Schlange von Menschen, die nach ihrem Tod auf die persönliche Begegnung

mit Jesus warteten. Langsam näherte ich mich Ihm. Als ich an der Reihe war, bemerkte ich, dass ich ein Kletterseil in meiner Hand hatte. Ich hielt es Jesus voll innerer Unruhe hin. Er schaute mich still an, doch in Seinem Blick konnte ich die Frage lesen: „Ist das alles, was du Mir von der Erde mitgebracht hast?“ *Ich habe genau verstanden, was Er sagen wollte: „Habe Ich dir das Leben dafür geschenkt, dass du deine Hobbys auslebst und ausschließlich an ihre Entfaltung denkst?“* Tief erschüttert erwachte ich und entschied mich augenblicklich, nie mehr klettern zu gehen. Tatsächlich hatte ich die Kraft, diesem Entschluss treu zu bleiben. Gott schenkte mir dafür tiefe Zufriedenheit und innere Befreiung, denn bis dahin war ich voll von Plänen und Gedanken gewesen, die mit diesem Sport verbunden waren. Aber eine Frage blieb offen: „Wofür hat mir Gott das Leben geschenkt? Was ist Sein Wille?“ Immer wieder hatte ich darum gebetet, ihn zu erkennen, und mir die Frage gestellt, ob ich zum Priestertum berufen sei. Doch ich fand keine klare Antwort. Darum entschied ich mich, nach dem Abitur Elektrotechnik zu studieren.

Am 8. Dezember 2006 - ich war im vierten Studienjahr - wurde diese Frage wieder aktuell: An diesem Immaculatafest machte ich mich zusammen mit meiner Mutter und drei Freunden auf den Weg, die Gemeinschaft „Glaube und Licht“ zu besuchen, von der ich mich sehr angezogen fühlte, weil sie sich um behinderte Menschen kümmert. An diesem Tag hatte ich die Möglichkeit, dem französischen Gründer Jean Vanier persönlich zu begegnen. Da ich gerade Examen abgelegt hatte, war ich sehr müde, und so geschah es, dass ich durch Unachtsamkeit von der Landstraße abkam. Das kleine Auto fuhr plötzlich mit 90 km/h auf einem unebenen Ackerboden weiter, doch ich konnte es über einen kleinen Kanal wieder zurück auf die Straße lenken. Als wir anhielten, um uns den Schaden anzuschauen, mussten wir alle sagen: „Das war ein Wunder!“ Mir war sofort klar, die Gottesmutter hatte uns vor einem schweren Unfall bewahrt, der auch tödlich hätte enden können. Ich erinnerte mich, dass wir uns am Gymnasium ja gerade am 8. Dezember, dem Hochfest der Immaculata, jedes Jahr dem

Makellosen Mutterherzen Mariens geweiht hatten. Und spontan stellte sich mir die Frage, die mich von da an täglich verfolgte: „Wenn mich Gott auf so wunderbare Weise beschützt hat, muss Er einen Plan für mein Leben haben, aber welchen?“ Da kam dann auch wieder der Gedanke an eine Priesterberufung auf, der mich schon während meiner Schulzeit immer wieder beschäftigt hatte.

Ich war 22 Jahre alt und wollte endlich Klarheit „vom Himmel“. Aus diesem Grund nahm ich an einer Pfarrmission teil und erhoffte mir auf irgendeine Weise ein sicheres Ja oder Nein. Doch es kam nicht.

Am Ende der Mission traf ich eine ehemalige Mitschülerin, von der ich wusste, dass sie immer gerne gebetet hatte. Schon während der Schulzeit hatte ich mir des Öfteren gedacht, ob sie wohl in der Tiefe ihres Herzens eine Berufung zur Missionarin spüre. Ich fragte sie, was sie nach den Ferien machen würde, und ihre Antwort war: „Ich weiß es nicht.“ In diesem Moment erfasste mich so etwas wie ein Ärger, eigentlich ein tiefer Schmerz, und ich dachte mir: „Wann werden wir, die wir zu einem geistlichen Leben berufen sind, endlich den Mut haben, unseren tiefsten Wünschen des Herzens zu folgen?“ In dieser Sekunde habe ich dann mit fester Überzeugung den Entschluss gefasst, bei der nächstmöglichen Gelegenheit um den Eintritt in die Gemeinschaft Familie Mariens zu bitten. Nur durch eine besondere Gnade hatte ich nach vielen Jahren aufrichtigen Suchens endlich die Kraft, die Sicherheit, den Glauben und das Vertrauen, diesen Schritt zu wagen. Die zwei Monate, die ich warten musste, bis ich in Rom ins Vorseminar eintreten konnte, erschienen mir plötzlich wie eine Ewigkeit. Erst später habe ich bemerkt, dass der Tag meiner Entscheidung der 27. Juni 2007 war, das Fest der Mutter der Immerwährenden Hilfe. Mein ganzes Leben möchte ich ihr dafür danken. Auch Euch, die Ihr mir durch Gebet, Freundschaft und Opfer geholfen habt, den Willen Gottes zu erkennen und zu bejahen, danke ich von Herzen, segne Euch und möchte Euch sagen: „Es ist ein sehr beglückendes Leben, an der Hand der Gottesmutter ihrem Sohn zu folgen.“

„Ahmt Gott nach als Seine geliebten Kinder!“ Eph 5,1

Liebe Leser, immer wieder werde ich gefragt, wie ich mich als junger Mann für das Priestertum entscheiden konnte und dafür sogar bereit war, vieles hinter mir zu lassen, was mir wertvoll war. Zur Ehre Gottes möchte ich Euch davon erzählen, wie Er mich mit viel Geduld gerufen hat und wie ich diesen Ruf hören und beantworten konnte.

Als jüngstes von vier Kindern wuchs ich in dem kleinen idyllischen bayrischen Frasdorf in einer gut katholischen Familie auf. Als meine Mutter mit mir in Erwartung kam, war sie bereits 45 Jahre alt. Da das Risiko, ein schwerbehindertes Kind zu gebären, zu groß war, riet man ihr zur Abtreibung. Doch dank ihres starken Glaubens und gestützt durch das Gebet vieler Freunde widerstand sie dem Druck einiger Ärzte. Zur Freude aller kam ich gesund zur Welt und verbrachte eine schöne Kindheit und Jugend. Nach meiner Schulzeit machte ich eine Berufsausbildung als Elektroniker, die ich mit Auszeichnung abschloss, so dass man mich ermutigte, an der nahe gelegenen Fachhochschule in Rosenheim Elektrotechnik zu studieren. Obwohl mir der Beruf sehr entsprach, musste ich eingestehen, dass mir bei dem Gedanken, mich mein Leben lang nur mit Elektronik zu beschäftigen, etwas fehlte - aber was?

Gläubig aufgewachsen, war ich in der Pfarrei meines Dorfes sehr engagiert. Schon mit 16 Jahren wurde ich als Vertreter unserer Altersstufe in den Pfarrgemeinderat gewählt. Mit einigen Freunden begannen wir als Musikgruppe, Jugendgottesdienste zu gestalten und bei verschiedenen Veranstaltungen in der Pfarrei zu musizieren. Doch ich spürte, dass es neben all den Aktivitäten eine persönliche Gottesbeziehung braucht, um als authentischer Christ zu leben.

Deshalb nahm ich öfter an Wallfahrten, Anbetungen und Besinnungstagen teil. Diese Momente des Gebetes halfen mir, zur Ruhe zu kommen und mich der Frage zu stellen, was Gott eigentlich in meinem Leben verwirklichen wolle. Als ich im Sommer 2006 mit 21 Jahren bei einem dieser Besinnungswochenenden wieder einmal Zeit und Ruhe gefunden hatte, konnte ich meine innere Sehnsucht, die ich bis dahin immer mit Aktivitäten ausgefüllt hatte, endlich besser erfassen. Ich verstand, dass in mir das Verlangen nach etwas war, das mein Leben über die Arbeit hinaus erfüllen würde, der Wunsch, eine größere Einheit mit Gott zu leben und den Menschen Gottes Liebe zu zeigen. Gleichzeitig vermochte das Studium der Elektrotechnik, das mir viel Freude machte und mir eine gute Zukunftsperspektive auch im Hinblick auf die Gründung einer Familie gab, mich im tiefsten nicht zu erfüllen.

Ich erinnere mich noch gut an die Hl. Beichte bei diesen Einkehrtagen, die P. Paul Maria leitete. Mit der Vergebung schenkte mir Gott einen wunderbaren inneren Frieden und die Gewissheit, dass Er mich aus einem zu oberflächlich gelebten Glauben in die Tiefe führen kann, so wie ich es ersehnte. Der Gedanke, Priester zu werden, war mir nicht fremd, da ich selbst mehrere junge Leute kannte, die sich für einen solchen Weg entschieden

hatten. Jedoch die Möglichkeit, dass Gott auch mich dazu berufen könnte, wies ich über Jahre als unpassend von mir, denn ich fühlte mich dem hohen Anspruch einer Priesterberufung nicht gewachsen. Immer wenn mir der Gedanke an eine Berufung kam, sagte ich Gott: „*Das kommt für mich nur in Frage, wenn Du mir klar und deutlich Deinen Willen zu verstehen gibst, zusammen mit der inneren Sicherheit, Dir treu sein zu können.*“ Am Tag nach dieser Hl. Beichte gab mir dann der Herr bei der Sonntagsmesse ganz unerwartet Seine Antwort. Während der Wandlung durchdrang mich eine derart große Gewissheit: „*Gott will dich als Priester haben*“, dass kein Raum mehr für einen Zweifel blieb und ich innerlich sofort mein Jawort dazu sprechen konnte. In diesem Moment erfasste mich ein derartiges inneres Glück, dass ich das Ende der Hl. Messe kaum erwarten konnte, um mit P. Paul Maria über das Erlebte zu sprechen und ihn zu bitten, in die Familie Mariens eintreten zu dürfen.

*D*a meine leibliche Schwester hier Missionarin ist, kannte ich die Gemeinschaft schon seit meiner Kindheit. Mir war klar, dass ich nur dort als Priester wirken wollte, denn allein in einer Pfarrei, ohne eine geistige Familie, konnte ich mir ein Priesterleben nicht vorstellen. So wurde ich eingeladen, nach Rom ins Vorseminar zu kommen.

Schon einen Monat später kam ich dort an und fühlte mich vom ersten Augenblick an zu Hause, als ob ich schon immer hier gelebt hätte. Endlich hatte ich Gleichgesinnte, die mit mir beteten, nicht nur manchmal in einem Gebetskreis, sondern mehrere Stunden am Tag. Es war die Erfüllung dessen, wonach ich mich unbewusst seit langem gesehnt hatte. Ich durfte die aufrichtige Freundschaft und das Wohlwollen meiner geistigen Brüder und

Schwestern erleben, was mir vor allem in schweren Zeiten während des Studiums sehr geholfen hat. Ohne schon sakramental Priester zu sein, lernte ich, ein priesterliches Leben zu führen und auch praktische, häusliche Aufgaben zu übernehmen, die für einen zukünftigen Missionar notwendig und nützlich sind. Neben dem Studium konnte ich pastorale Erfahrungen sammeln, indem ich in den Sommermonaten in verschiedenen Missionsstationen mithelfen durfte. Mein weitest entfernter Missionseinsatz außerhalb Europas war Scherbakty in Kasachstan, nahe der sibirischen Grenze. Dort beginnt die missionarische Arbeit bei den Kindern, die oft aus ärmsten Verhältnissen stammen und zuerst einmal gute Kleidung und warmes Essen in unserer Suppenküche bekommen, bis hin zu den Alten und Kranken, die sich in einer meist trostlosen Situation über jedes gute Wort freuen.

*A*m 8. Dezember 2014 war es dann so weit, dass ich nach den Jahren der spirituellen Vorbereitung und dem Studium in Rom an der päpstlichen Universität „Santa Croce“ zum Diakon geweiht wurde. Eines meiner schönsten Erlebnisse als Diakon war die Hl. Taufe meiner beiden Nichten, der Zwillinge Anna und Maria, die ich ihnen am Ostermontag dieses Jahres in der Pfarrkirche meiner Heimat spenden durfte. Mit meiner Priesterweihe wurde mir bewusst, dass Gott in mir das zum Ziel gebracht hat, was Er mir schon immer als Sehnsucht ins Herz gelegt hatte und wofür Er meine Seele geschaffen hatte. Nun hat für mich ein neuer Lebensabschnitt begonnen, denn ich habe einen göttlichen Auftrag: im Namen Jesu den Menschen Gnade zu vermitteln, zuerst dadurch, dass ich für die mir Anvertrauten Fürsprache leiste, und dann, indem ich ihnen den Reichtum weitergebe, den ich in Fülle selbst empfangen habe: die Sakramente und das Wort Gottes.

*In Dankbarkeit für Eure Gebetsunterstützung
Euer P. Felix Maria Fischer*

Weihnachten lenkte meinen Lebensweg

„Eigentlich fing bei mir alles mit Weihnachten an“, erzählte der slowakische Pfarrer Erik Hanzen (31 J.) im September 2015 den Priestern und Schwestern im Mutterhaus, mit denen ihn eine schöne geistliche Freundschaft verbindet.

Jahr für Jahr wandern meine Gedanken in der Weihnachtszeit voll Dankbarkeit zurück in meine Kindheit, in mein Heimatdorf Nemecká zu Füßen der herrlich verschneiten Niederen Tatra, wo ich im Kreis meiner Familie glücklich und geborgen aufgewachsen bin. Alles lebt dabei in meiner Erinnerung wieder auf, was für mein Kindesherz und meinen späteren priesterlichen Weg so entscheidend wurde.

Als ich klein war, ging meine Familie zwar nicht in die Kirche, aber gefeiert wurde Weihnachten trotzdem groß. Ja, das Kommen des Christkindes war für mich kleinen Jungen eine aufregende Sache! Wenn Papa, der aus einer ungläubigen Familie stammte und nicht praktizierend war, am 23. Dezember einen stattlichen Tannenbaum aus dem Wald holte und mit uns Kindern aufstellte, wartete ich immer gespannt bis zum Abend auf das Jesuskind. Es musste ja kommen und ihn schmücken, wie Mama es mir erklärt hatte. Zu meinem Leidwesen verpasste ich diesen Moment jedes Mal. Entdeckte ich aber am Morgen all das Glitzern und Leuchten bunter Kugeln, rief ich begeistert: „Mama, das Jesuskind war da!“ Bis zum Heiligen Abend folgte das stets gleiche Zeremoniell: mittags die typisch slowakische Mehlspeise mit Nüssen, dann Fasten bis zum Abend, ein Gebet und das Festessen. Zuvor jedoch war es jeweils Mama, die „nach dem Christkind Ausschau hielt“, bis schließlich ein Glöckchen läutete und sie uns fröhlich rief: „Kinder, kommt! Das Christkind ist gekommen!“ So

sehr ich mich auch beeilte, nie gelang es mir, vom Jesulein auch nur einen winzigen Lichtschein zu erhaschen. Die Traurigkeit darüber verflog allerdings rasch beim Anblick der Geschenke, die Es gebracht und unter den funkelnden Christbaum gelegt hatte.

Meine große Leidenschaft war nämlich das Auspacken möglichst vieler Schächtelchen und Pakete. Ob mit Inhalt oder leer, war mir beinahe egal, Hauptsache, ich durfte auspacken!

Nur eine einzige Sache gab es, die mich vierjährigen Knirps noch mehr beschäftigte und brennend interessierte: „Wenn das Jesuskind die Geschenke bringt, muss es doch auch irgendwo wohnen. Also wo ist es zu Hause? Wo wohnt das Jesuskind?“ So lange quälte ich meine Mutter mit meiner Fragerei, die so vieles ins Rollen bringen sollte, bis sie eine Bekannte bat, mich doch einmal in die Kirche mitzunehmen. Meine Eltern waren zwar kirchlich verheiratet, konnten mich aber in dieser gefährlichen Zeit des Kommunismus nicht selber begleiten. Mein Vater, der nie etwas Schlechtes über einen Priester gesprochen und sogar bei der Instandsetzung der Pfarrkirche diskret mitgeholfen hatte, wäre als Bürgermeister und Chef eines Betriebes mit 70 Angestellten in große Schwierigkeiten geraten. So machte sich diese gute „Tante“ am Palmsonntag mit mir Vierjährigem auf den höchst anstrengenden Fußmarsch von drei Kilometern. Es schüttete wie aus Eimern, als ich abwechselnd

neben der Frau herlief oder sie mich auf ihren Arm nahm, während ich den Regenschirm hielt. Auf halbem Weg wollte sie umkehren. Doch da war nichts zu machen: Ich musste doch endlich wissen, wo das Jesuskind wohnt! Als wir die Kirche betraten, freute ich mich sehr. Wir saßen vorne in der dritten Bank. Welch unvergesslicher Eindruck war es doch für mich, als die Tante dann auf den Tabernakel wies und schlicht sagte: *„Schau, dort wohnt das Jesuskind.“* Erstaunlicherweise genügte mir das. Ich wollte weder wissen, was Es dort macht, noch wollte ich Es sehen. Für mich war alles klar: Hier wohnt Jesus!

Obwohl ich ein rechter Wildfang war und von der langen Liturgie rein gar nichts verstand, wurde mir die Zeit überhaupt nicht lang. Im Gegenteil, es gab ja so viel Neues zu sehen! Die arme Frau hingegen hatte ihre liebe Not mit diesem aufgeweckten Bürschchen, das auf Kreuzweg, Heiligenstatuen, Lourdesgrotte usw. wies und dabei halblaut fragte, was denn das alles sei. Vor allem faszinierte es mich, als die Leute zur Hl. Kommunion vorgingen. *„Warum darf ich nicht? Warum für mich nur ein Kreuzchen auf die Stirn?“* So ging es in einem fort, bis sie mir tröstend zuflüsterte: *„Mein Kind, später wird Jesus in der weißen Hostie auch zu dir kommen.“*

*B*ald schon, mit fünf Jahren, wurde ich dann in viel zu großen Ministrantenkleidern zum kleinen Messdiener. Mama begleitete mich in dieser Zeit bereits zur Kirche. Papa kam zwar nicht mit zur Sonntagsmesse, er war aber immer zur Stelle, um uns zu fahren. Beim Messgeschehen beeindruckten mich zwei Momente am meisten: die Wandlung, die ich auf den Knien, die Glocke läutend, mitverfolgte, und das *„Durch Ihn, mit Ihm und in Ihm ...“*, bei dem ich staunend und mit offenem Mund dem Priester zusah, wie er feierlich den Kelch mit der Hostie emporhob. Damals wusste ich es schon: *„Ich werde einmal Priester!“* Natürlich sagte ich das als Fünfjähriger auch offen heraus. Weil man aber spottete: *„Was, du ein Priester? So ein Unsinn. Du hast doch nicht die Fähigkeiten dazu!“*, schwieg ich fortan traurig und

betete: „Jesus, dann sage ich jetzt einfach, dass ich Lokführer werde.“

Das hinderte mich allerdings überhaupt nicht daran, im Kindergarten fleißig zu „missionieren“. Eifrig brachte ich allen Kameraden das „Vaterunser“, das „Gegrüßt seist du, Maria“ und das „Ehre sei dem Vater“ bei und lehrte sie lauthals das „Stille Nacht“ und alle mir bekannten Weihnachtslieder. Spontan erzählte ich ihnen auch von Jesus, von Seiner Geburt im Stall, wie Er für uns litt und starb. So war ich für den kommunistisch geprägten Kindergarten und die Erzieherinnen ein äußerst unbequemes Kind. Um mich „ruhigzustellen“, wurde ich aus der Kindergruppe in den Keller „strafversetzt“. Das aber war Fügung, denn dort im Bügelzimmer arbeiteten „Tante“ Blanka und „Tante“ Vrábová, zwei gläubige Frauen aus dem Nachbardorf, denen ich gebannt zuhörte, wenn sie mir beim Waschen und Bügeln nebenher von Jesus und der Gottesmutter erzählten. Dank ihnen lernte ich den ganzen Kinderkatechismus auswendig. Mit der Zeit ging ich im Kindergarten, auch wenn ich gerne mit meinen Freunden gespielt hätte, gleich schnurstracks hinunter in meine mir so liebgewordene „Verbannung“. Dorthin hatte Gott mich offensichtlich geführt, so dass ich zwischen Bügelwäsche und Putzeimern viel Wertvolles für meinen Glaubensweg geschenkt bekam. *„Tante Blanka ist meine Lehrerin“*, sagte ich freimütig über diese tieffromme Frau, die Mutter einer Ordensschwester war.

*I*m Jahr 1990 spielte sich ein weiteres wichtiges Ereignis in meinem Leben ab: Ich minis-trierte als Sechsjähriger das erste Mal bei einer Tauffeier. Oh, welch neue Welt ging mir dabei auf! Nach der Hl. Messe bestürmte ich sofort unseren Herrn Pfarrer: *„Das, was du jetzt eben getan hast, habe ich das auch?“* Nun kam ein ganzer Prozess in Gang, denn niemand außer meinen Eltern wusste, dass ich noch nicht getauft war. Sie gaben ihre Zustimmung, dass ich kurz nach meinem sechsten Geburtstag, am 12. Mai 1990, zusammen mit meinem Cousin und meiner Cousine die Hl. Taufe empfangen durfte, während meine Taufpaten bei derselben Feier kirchlich heirateten.

In der Grundschule war mir die Kirche dann wie eine zweite Heimat. Ständig gab es etwas zu tun: die Lesung lesen, Chor, Rosenkranz, Fatimaandacht, Anbetung ... Doch weil ich als Jugendlicher dachte, ich hätte tatsächlich nicht das Zeug zum Priesterwerden, entschied ich mich für die Landwirtschaftliche Schule, denn Tiere und Zucht waren mein Leben. Andererseits wollte man mich überreden, als Jockey bei Pferderennen Karriere zu machen, denn dafür, so hieß es, hätte ich eine ideale Statur und beste Voraussetzungen. Schließlich wurde ich doch noch Priester, denn eines Tages nahm ich mir

ein Herz und betete: „*Jesus, jetzt oder nie! Ich bin zwar nur ein einfacher Bauer, aber wenn Du mich rufst, wirst Du mir im Seminar auch die nötige Intelligenz und Kraft geben.*“

Und Gott gab sie! 2010 empfing ich die Hl. Priesterweihe, eine Gnade, die ich bestimmt der Gottesmutter verdanke, zu der ich von Jugend an jeden Samstag nach Staré Hory pilgere, aber auch meiner tiefgläubigen, betenden Oma mütterlicherseits, die unter dem kommunistischen Regime allen Priestern mutig half und auch mir geistig stets eine treue Verbündete war.

Nach dem Fall des Kommunismus fanden auch meine Eltern ihren Weg zu Gott. Mein Vater machte von sich aus die neun Herz-Jesu-Freitage, und P. Pio wurde sein Lieblingsheiliger. Weihnachten feiern wir drei jetzt stets gemeinsam in meinem Pfarrhaus, wenn auch etwas anders: mit weniger Geschenken, aber als ein Herz und eine Seele im Gebet.

Der weiße Briefumschlag

Es war nur ein kleiner weißer Briefumschlag, der in den Zweigen unseres Christbaumes steckte. Kein Name, keine Bestimmung, keinerlei Angabe. All die vergangenen zehn Jahre lugte er zwischen den Zweigen unseres Tannenbaumes hervor. Es begann damit, dass mein Ehemann Mike Weihnachten nicht ausstehen konnte. Nein, nicht das „wahre Weihnachten“, sondern den damit verbundenen Rummel, die Geschäftemacherei, die Mehrausgaben, das hektische Suchen und Rennen, um noch in letzter Minute eine Krawatte für Onkel Harry und das Gesichtspuder für Großmutter zu finden - eben jene Geschenke, die man in seiner Verzweiflung macht, weil man keine andere Idee hat.

Da ich wusste, wie Mike über diese Sache dachte, beschloss ich einmal vor Weihnachten, die üblichen Hemden, Pullover, Krawatten ... zu umgehen. Ich suchte nach etwas ganz Besonderem, nur für Mike! Und die Inspiration kam mir auf recht ungewöhnliche Weise.

Unser Sohn Kevin, damals zwölf Jahre alt, gehörte zu den Ringern der Nachwuchsmannschaft seiner Schule. Kurz vor Weihnachten fand ein Freundschaftsringkampf gegen ein Team statt, das von einer innerstädtischen Kirche gesponsert wurde. Diese Jugendlichen, großteils Schwarze, trugen ganz zerlumpte Sportschuhe, die fast nur mehr von den Schnürsenkeln zusammengehalten wurden. Damit bildeten sie einen scharfen Kontrast zu unseren Jungs in ihren schicken blau-goldenen Uniformen und den tollen neuen Ringerschuhen. Als der Kampf begann, war ich schockiert, dass das Gastteam ohne Kopfbedeckung, eine Art leichter Helm zum Schutz der Ohren, kämpfte. Das war ein Luxus, den sich dieses ärmliche Team offensichtlich nicht leisten konnte. Nun gut, unsere Mannschaft war dem Gegner haushoch überlegen und gewann in jeder Gewichtsklasse. Als sich ein besiegt er Junge nach dem anderen wieder von der Matte erhob, stolzierte ein jeder in seinen Fetzen mit

einem gewissen angeberischen Stolz umher, der keine Niederlage zugeben konnte. Mike, der neben mir saß, schüttelte traurig den Kopf: *„Ich wünschte, wenigstens einer von ihnen hätte gewonnen. Es steckt viel Potential in den Jungs, aber auf diese Art zu verlieren, ist vernichtend.“* Mike liebte Kinder, alle Kinder, und er kannte sie, hatte er doch kleine Mannschaften in Fußball und Baseball trainiert. In dem Moment kam mir die Geschenksidee!

Noch am selben Nachmittag ging ich in ein nahes Sportgeschäft und kaufte ein Sortiment Ringerschuhe und Helme, die ich anonym an die innerstädtische Kirche sandte. Am Heiligen Abend platzierte ich den ersten weißen Briefumschlag auf dem Christbaum mit einer Notiz, in der ich Mike erklärte, was ich getan hatte und dass dies mein Weihnachtsgeschenk für ihn sei. Das strahlende Lächeln meines Mannes war das Erfreulichste an diesem Weihnachtsfest und auch in den folgenden Jahren.

Jede Weihnacht hielt ich nun an dieser Tradition fest: In einem Jahr ermöglichte ich es einer Gruppe geistig behinderter Jugendlicher, ein Hockeyspiel anzuschauen; ein anderes Jahr sandte ich einen Scheck an ein älteres Geschwisterpaar, dessen Zuhause eine Woche vor Weihnachten bis auf die Grundmauern niedergebrannt war. So ging es Jahr für Jahr!

Der weiße Briefumschlag wurde zum Highlight unserer Weihnachten. Der Umschlag war immer das letzte Geschenk, das geöffnet wurde. Unsere Kinder standen erwartungsvoll, ihre neuen Spielsachen völlig vergessend, mit großen Augen da, wenn ihr Vater den Umschlag vom Baum nahm und dessen Inhalt vorlas. Als die Kinder heranwuchsen, gab es dann eher praktische Geschenke. Aber der weiße Briefumschlag verlor nie seinen Zauber und Anreiz.

Doch die Geschichte ist hier noch nicht zu Ende! 1981 verloren wir Mike durch eine Krebserkrankung. Als Weihnachten herannahte, war ich immer noch in tiefer Trauer, so dass ich kaum fähig war, den Christbaum aufzustellen. Aber am Heiligen Abend hängte ich den weißen Briefumschlag doch an den Baum. Und er blieb nicht der einzige: zu ihm gesellten sich drei weitere! Jedes unserer Kinder hatte, ohne vom anderen zu wissen, ebenfalls ein Kuvert für den Vater zwischen die Zweige gesteckt. Die Tradition ging also weiter und wird sich später auf unsere Enkelkinder ausweiten, die ebenfalls erwartungsvoll dastehen und mit großen Augen schauen werden, wenn ihre Väter den Umschlag vom Christbaum nehmen.

1982 veröffentlicht von Nancy W. Gavin, USA

Das Göttliche Kind tröstet und heilt

Seit 1990 lebt Sr. Emmanuel von der Gemeinschaft der Seligpreisungen in Medjugorje. Auf einer Pilgerfahrt hatte sie das Wort der Gottesmutter „Ich brauche Euch!“ ins Herz getroffen und nicht mehr losgelassen. So verließ sie ihre Heimat Frankreich, um der Königin des Friedens zur Verfügung zu stehen. Nahezu täglich spricht sie zu französisch-, englisch- oder italienischsprachigen Pilgern über die Geheimnisse unseres Glaubens und hat schon Unzähligen geholfen, sich vertrauensvoll Gott zuzuwenden.

Das Jesuskind ist ihre große Liebe, weshalb sie ihr Haus „Bethelem“ nannte. Sie erzählte uns aus ihrer reichen Erfahrung.

Die meisten, die nach Medjugorje kommen, bringen große Sorgen und Verwundungen mit und erhoffen sich Hilfe und Heilung. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass in vielen Fällen gerade das Jesuskind ganz unerwartet ein wunderbarer Ratgeber und Arzt für sie ist. Ein Priester beispielsweise bekannte mir offen: „Das Jesuskind ist wirklich meine letzte Sorge. Als Universitätsprofessor habe ich wichtigere Dinge im Kopf!“ Doch als er sich bei einem der Treffen auf das einließ, was ich den Pilgern riet, machte er eine besondere Erfahrung, die er dann vor allen bezeugte: „Nachdem ich mir vorgestellt hatte, dass die Gottesmutter mir das Jesuskind in die Arme legte, wurde ich verlegen, ja es war mir sogar peinlich. Ich dachte: ‚Was mache ich jetzt damit?‘ Ich fühlte mich wirklich unwohl und wollte das Kind am liebsten wieder loswerden! Plötzlich jedoch spürte ich, wie eine kleine Kinderhand meinen Hals streichelte. Ich schaute zurück, aber da war niemand! Doch im selben Moment wurde ich von überströmender Zärtlichkeit ergriffen, wie ich sie in meinem ganzen Leben noch nie erlebt hatte. Diese Gnade dauerte nur wenige Sekunden, aber sie veränderte mein Leben. Ich bin nicht mehr derselbe Mensch. Das Jesuskind hat mich mild und verständnisvoll gemacht, es hat mein Herz zum Schmelzen gebracht. Und das hatte ich wirklich bitter nötig!“

Ein anderes Mal lud ich wieder während meines Vortrages die Zuhörer ein, in Gedanken das Jesuskind in ihre Arme zu nehmen, das Maria ihnen hinhielt. Valerie aus den USA erzählte mir später, was sie dabei erleben durfte: „Jesus als Kind zu mir zu nehmen, war mir ein völlig neuer Gedanke, denn ich habe mir Christus immer nur als erwachsenen Mann vorgestellt. Doch ich tat, wie Sr. Emmanuel uns aufgefordert hatte, und begann innerlich mit diesem Kind zu sprechen. Dabei wurde es wie lebendig für mich, ja ich hatte sogar den Eindruck, das Gewicht seines Körpers zu spüren. Das raubte mir den Atem! Denn

ich spürte in diesem Moment, dass mir mein eigener Sohn fehlte. Mit 16 Jahren war ich in Erwartung gekommen, hatte das Kind zur Welt gebracht und dann zur Adoption freigegeben. Ein paar Jahre später hatte ich geheiratet, konnte jedoch nie mehr Kinder bekommen. Deshalb war in meinem Leben ein großes Loch, eine Leere in meinem Herzen, die es unaufhörlich zum Bluten brachte. Ich hatte meinen einzigen Sohn im Stich gelassen! Diesen Schmerz fühlte ich wie nie zuvor und begann zu weinen. Nur zweimal hatte ich meinen Sohn Pierre in den Armen gehalten, als er ein Baby war, und jetzt schien es mir, als ob er mit dem Jesuskind wieder zu mir kam. Ich spürte, wie das Göttliche Kind meine Leere ausfüllte! Mittlerweile bin ich 49 Jahre alt und weiß um die Probleme, unter denen mein Sohn leidet, weil ich ihm keine Mutter war. Nach diesem Gnadenerlebnis rief ich ihn an und erzählte ihm alles. Er hörte mir schweigend zu. Am Ende sagte er mir nur folgende Worte: ‚Mama, ich liebe dich!‘ Nie zuvor hatte er diese Worte zu mir gesagt. Ich kann nicht genug danken für das, was das Jesuskind mir und meinem Sohn geschenkt hat - eine unglaubliche Heilung! Es hat mich von der Traurigkeit befreit, die verborgen immer in meinem Herzen gegenwärtig war, und hat mir die Würde einer Mutter wiedergegeben.“

Vor kurzem kam nach meinem Vortrag eine Frau ganz erschüttert zu mir und erzählte mir unter Tränen: „Ich bin fast 60 Jahre alt. Obwohl ich jung geheiratet habe, konnte ich keine Kinder bekommen. Mein Mann war nicht offen für eine Adoption, und so lag dieses Kreuz auf unserer Ehe - ein unvorstellbares Leiden für mich! Doch heute ... heute“ - sie brauchte etwas Zeit, um Luft zu holen, und sprach dann mit erstickter Stimme weiter - „habe ich mein Kind bekommen! Glauben Sie mir, ich werde mich gut darum kümmern!“ Das Jesuskind hatte Sich ihres Leidens bedient, um tief in ihrem Herzen eine Krippe vorzubereiten und nun dort zu wohnen!

*D*iese geistige Wirklichkeit, zu der ich die Gläubigen anleite, nämlich lebendig an die Gegenwart des Jesuskindes zu glauben und Ihm in ihren Herzen eine Wohnung zu bereiten, ist in der Mystik nichts Außergewöhnliches. Die hl. Faustyna schreibt in ihrem Tagebuch: *„Ich sah die Heiligste Mutter mit dem Jesuskind und den hl. Josef. Die Heiligste Mutter sagte zu mir: ‚Hier hast du den liebsten Schatz‘, und sie überreichte mir das Jesuskind. Als ich das Jesuskind in die Arme nahm, entschwanden die Muttergottes und der hl. Josef; ich blieb mit dem Jesuskind allein. Da sagte ich zu Ihm: ‚Ich weiß, dass Du mein Herr und mein Schöpfer bist, obwohl Du so klein bist.‘ Jesus streckte Seine Händchen zu mir aus und schaute lächelnd auf mich. Mein Geist war von unvergleichbarer Freude erfüllt, und plötzlich entschwand mir Jesus. Es war Zeit zu kommunizieren. Sogleich ging ich mit erfüllter Seele ... zur Hl. Kommunion. Nach der Hl. Kommunion hörte ich in der Seele die Worte: ‚Ich bin in deinem Herzen Derselbe, den du in deinen Armen gehalten hast.‘“* Tagebuch Nr. 608 und 609

*H*äufig vertrauen mir Frauen ihre Leiden an, die sie als Folge einer Abtreibung oder eines verlorenen Kindes tragen. Immer klarer wurde mir bewusst, dass sie neben der Vergebung vor allem die Wärme der göttlichen Liebe brauchen, um geheilt oder zumindest getröstet nach Hause zurückzukehren. Aber wer könnte ihnen das besser vermitteln als die Heilige Familie? In der Gottesmutter begegnen sie einer barmherzigen Mutter, im hl. Josef einem verständnisvollen, zärtlichen Vater, und beim Jesuskind finden sie Verzeihung und Heilung. Aus diesem Grund kam mir die Idee, eine Krippe für diese geprüften Mütter und Ehepaare zu bauen. Ich sprach mit Marcel, einem handwerklich begabten Freund unserer Gemeinschaft, über diese Idee. Er versprach sofort begeistert, sich darum zu kümmern. Immer wenn wir uns begegneten, fragte ich vorsichtig nach. Und jedes Mal beruhigte er mich mit den Worten: *„In*

meinem Kopf ist schon alles bereit.“ Nach fünf Jahren kam ein Anruf: *„Sr. Emmanuel, bitte bereite ein Betonfundament vor. Wir kommen in einem Monat, um die Krippe aufzubauen.“* Und so war es. Mit zehn Mann reiste er aus Frankreich an. In wenigen Tagen bauten sie das wunderschöne Holzhäuschen auf, das die Wohnstatt der Heiligen Familie werden sollte. Nun fehlten noch die Figuren. Es sollten lebensgroße Statuen sein, damit man ganz lebendig mit ihnen sprechen konnte. Ich fragte in meinem Rundbrief, ob jemand wisse, wo ich solche erstehen könne. Und ich musste nicht lange warten, bis uns ein unbekannter Wohltäter die ganze Heilige Familie schenkte. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, mit welcher Freude wir zu Weihnachten das erste Mal hier im „Stall von Betlehem“ das Jesuskind verehrten! Seitdem nehmen die Besuche bei der Heiligen Familie und die Gnadenerweise kein Ende. Viele kehren nicht nur getröstet, sondern sogar vom Göttlichen Kind geheilt nach Hause zurück.

*F*ine von ihnen ist Lola von Québec. Sie kam im Oktober 2012 nach Medjugorje und erzählte mir: *„Ich ging mit meiner Pilgergruppe zur Krippe, doch ich hatte meine Bedenken, denn ich dachte mir: ‚Was kann ich an so einem Ort schon bekommen?‘ Unser Priester betete für jeden von uns. Als ich an der Reihe war, begann ich scheinbar grundlos zu weinen und konnte mich kaum beruhigen. Vor meinen Augen spielte sich wieder jene Szene ab, die ich als Kind mehrmals erlebt hatte. Jedes Jahr hatte ich die Weihnachtszeit bei meinem Großvater verbracht, der mich leider missbrauchte. Seitdem überkommt mich an jedem Weihnachtsfest oder wenn ich im Radio Weihnachtslieder höre, eine tödliche Traurigkeit. Ich glaubte, vergeben zu haben, doch noch immer war eine tiefe Verbitterung in mir. Hier an diesem schlichten Ort kam all das zum Vorschein. Doch die Heilige Familie war da, vor allem das Jesuskind, um mich zu heilen. Sie haben mir den Frieden geschenkt.“*

Der Hirt ohne Geschenk

Unsere Sr. Florida aus der Mission in Scherbakty, dem „Betlehem Kasachstans“, schreibt: Als ich letztes Jahr mit der Weihnachtspost auch ein Brieflein an meine kleinen Großneffen und -nichten nach Tirol verschicken wollte, fiel mir eine kurze, tiefsinnige Weihnachtserzählung aus Mexiko ein, die manche von Euch sicher kennen. Als ich dabei aber an die Kinderaugen meiner Lieben in der verschneiten Alpenheimat dachte, begann meine Phantasie auch schon zu arbeiten und zu sprudeln. Plötzlich wurde alles ganz lebendig vor mir: Die Hirten bekamen auf einmal ihre Namen, die Engel ihre Kleider. Und so schrieb ich einfach drauflos.

„Liebe Kinder,

bald ist Weihnachten, und wir alle sind an diesem frohen Festtag in die Kirche eingeladen. Dort wartet schon das Kindlein auf uns, arm in einer Krippe, aber weich gebettet auf Heu und Stroh. Glücklich lächelt Es uns an, gerade so, als wollte Es uns sagen, wie lieb Es uns hat und wie froh Es ist, dass wir bei Ihm sind.

Nicht viel anders erging es damals auch den Hirten von Betlehem in einer kalten Nacht. Die Sterne funkelten, und der Mond leuchtete auf ihre Schäflein hernieder, die sich alle ganz eng aneinandergeschmiegt hatten, um sich gegenseitig mit ihrer Wolle zu wärmen. Die Hirten hielten Nachtwache und saßen am Feuer. Einige von ihnen waren eingeschlummert, während andere ihre groben, vor Kälte starren Finger am Feuer erwärmten.

Stellt Euch vor, die Hirten hatten sogar Namen wie bei uns daheim: Da gab es den Simon, Thomas und Matthias, den Peter, Johannes und Sebastian. Einer von ihnen aber trug den besonders schönen Namen ‚Gotthard‘, was so viel heißt wie ‚Gottherz‘, also ‚jener, der Gott

im Herzen hat‘. Dieser Hirte besaß nichts: kein Schaf, keinen Hirtenhund, ja nicht einmal eine eigene Laterne gehörte ihm! Trotzdem mochten ihn alle sehr, weil Gotthard ein gutes Herz hatte und immer hilfsbereit war.

*N*un geschah es in dieser Nacht, dass sich plötzlich ein Lichtstrahl vom Himmel löste und immer näher zur Erde kam, bis auf einmal ein hell leuchtender Engel über Hirten und Herde schwebte. Alle sahen ihn ganz deutlich in seinem langen, weißen Gewand, das glitzerte, als wäre es aus Diamantenstoff genäht. Feierlich sprach er zu ihnen: ‚Fürchtet euch nicht, denn ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteilwerden soll: Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Messias, der Herr. Ihr werdet ein Kind finden, das, in Windeln gewickelt, in einer Krippe liegt.‘ Und plötzlich war bei dem Engel ein himmlisches Heer, das Gott lobte und pries: ‚Verherrlicht ist Gott in der Höhe, und auf Erden ist Friede bei den Menschen seiner Gnade.‘

Als die Engelscharen sie verlassen hatten und in den Himmel zurückgekehrt waren, sagten die Hirten zueinander: *„Auf, wir gehen nach Betlehem, um unseren Erlöser anzubeten. Und lasst uns auch schöne Geschenke nicht vergessen; ein jeder, wie er kann.“*

*S*o machten sich alle fröhlich auf den Weg: Der eine trug sein wollweißes Lämmlein über der Schulter, ein anderer frische Butter in einem Korb; ein Dritter hielt ein warmes Fell fest unter den Arm geklemmt; ein Vierter strich immer wieder über seine selbstgeschnitzte Flöte in der Hirtentasche. Nur Gotthard wurde es immer schwerer ums Herz - war er doch der Einzige ohne jeden Besitz. Nicht einmal ein Taschentuch würde er Jesus schenken können!

Als die frohe Hirtenschar schließlich bei der Grotte ankam, strahlten ihre Augen freudig auf, denn es war alles genau so, wie es ihnen der

Engel gesagt hatte: die Gottesmutter mit dem Jesuskind auf ihrem Arm und der hl. Josef an ihrer Seite. Sie alle drängten neugierig näher, nur Gotthard drückte sich beschämt und traurig in eine Ecke der Grotte. Nun begannen die Hirten, einer nach dem anderen, ihre Gaben zu überreichen. Doch wie sollte die Gottesmutter all die Geschenke entgegennehmen? Hielt sie doch das Jesulein im Arm! In diesem Moment fiel ihr Blick auf Gotthard, den Hirten mit den leeren Händen. Und sogleich reichte sie ihm das Jesuskind mit den Worten: *„Sei nicht traurig! Schau, nimm das Kind, das ich dir reiche, und werde selbst ganz Kind!“*

*W*ie unbeschreiblich froh war der arme Hirte nun über seine leeren Hände! Durfte er doch jetzt Gott in seinen Armen und im Herzen tragen. Seit dieser Heiligen Nacht verstand Gotthard die Bedeutung seines Namens noch viel besser.“